

# Der Schwimmlehrer

Ein didaktisches Märchen  
Detlev Cramer

Es war einmal ein Schwimmlehrer. Der hatte viele Jahre hindurch Kindern das Schwimmen beigebracht, nach einer sehr einfachen Methode: Er machte immer wieder vor, was die Kinder nachmachen sollten, er erklärte, er verbesserte: Armbewegungen, Beinbewegungen, Atmung. Er sah vom Steg aus den sicher gewordenen Kindern zu, schwamm neben den ängstlichen, streckte die verkrampften im Wasser aus, spritzte einem Frechdachs kräftig ins Gesicht. Er war unablässig tätig, er ließ keinen Fehler durchgehen. Die Bewegungen der Kinder im Wasser glichen dabei immer mehr denen der Frösche. Eines Tages waren alle Kinder freigeschwommen. Sie, ihre Eltern und die Lehrer der Schule waren begeistert. So lebte er glücklich und zufrieden und gab einen Schwimmkurs nach dem anderen.

Eines Tages wurde er in der Universität bekannt. Er wurde als Tutor benannt für die Sportstudenten im Schulschwimmen. Vertreter des Fachbereiches problematisierten seine Methode. Er galt als ein Sonderfall, der zu hinterfragen war: weil er ständig die Fehler der Kinder sah und verbesserte, unablässig die Genauigkeit der Bewegungen forderte, ihre Gleichzeitigkeit mit ein- und Ausatmen. Weil er arbeitete wie ein Handwerker, der mit seinem Werkzeug umzugehen versteht, ein Bild herausarbeitet, etwas herausschneidet. Das Endergebnis seiner Arbeit war immer deutlich zu erkennen – auch dann, wenn es noch nicht da war. Und dabei lernten die Kinder. Sie hatten auch noch Spaß dabei. Eigentlich durften all diese Merkmale gar nicht zusammenkommen.

Dieser Widerspruch rief die Soziologen auf den Plan. Sie kamen in die Badeanstalt und machten eine Interaktionsanalyse mit Film, grafischer Darstellung und Auswertung. Die brachte folgendes zutage:

27 Schwimmstunden, jede mit 30 Minuten, waren aufgenommen worden. In jeder dieser Unterweisungseinheiten hatte der Schwimmlehrer durchschnittlich 22,5 Minuten allein gesprochen. Dabei konnten die Kinder kaum oder gar nicht zu Wort kommen. Besonders problematisiert wurde dabei das für sie gefährliche und weithin unbekanntes „Umfeld Wasser“. Durch das ständige Eingreifen des Schwimmlehrers sei die kommunikative Chance der Kinder untereinander total gekappt worden. Als besonders krasses Beispiel des ununterbrochenen Drillprozesses wurde der laute Anruf herausgearbeitet: „Sabine, Grätschen fällt immer mit Einatmen zusammen!“ Eine derart rigide Führungsposition des Schwimmlehrers könne dem Individualprozess des einzelnen Kindes nur abträglich sein. Der Schwimmlehrer solle endlich die Prozesshaftigkeit auch des Begabtwerdens für Schwimmen erkennen und seinen autoritären Dirigismus aufgeben.

Das saß! Zwar verstand der Schwimmlehrer nicht alles, aber er merkte in dem ismus-Wort den Vorwurf. Er sah sich in ein sehr konfuse Bild gestellt: Er stand als Dirigent mit einem Taktstock auf dem Steg im Wasser über den Kindern. Vor ihm ein Souffleurkasten, aus dem ein Soziologe beschwörend herausrief: „Hör auf zu dirigieren!“

Da versuchte er, sich ganz auf die Kinder einzustellen, die bei ihm Schwimmen lernen wollten – beim Schwimmlehrer, nicht beim Schwimm Dirigenten. Das musste nun anders werden.

Zunächst ließ er sie eine Sitzgruppe auf dem Steg bilden. Sie sollten die Frage problematisieren: „Warum schwimme ich!“ Während der 10-Minütigen Interaktionsphase zählte er ( außerhalb der Sitzrunde ) die Diskussionsbeiträge: In der vierköpfigen Gruppe hatte ein Kind 12 Beiträge gegeben ( Mädchen, evangelisch, Eltern geschieden ), 2 Jungen je 4 Beiträge ( Zwillinge – nach Aussage des Vaters eineilig - katholisch, Mutter verstorben ), ein Kind gar keinen Beitrag ( Mädchen, katholisch, Vollwaise ). Ein Mädchen fasste dann das Gruppenergebnis zusammen: Wir finden zwei Meinungen gleich richtig, warum wir schwimmen. Klaus hat gesagt: „Damit ich nicht untergehe.“ Sabine meint: „Weil ich Luft in mir habe.“

In der nächsten Schwimmstunde bearbeiteten die Kinder das Thema: „Wie schwimme ich?“ Sie sollten Fortbewegungsmöglichkeiten erproben und dabei feststellen, bei welcher sie am meisten und bei welcher sie am wenigsten Wasser schlucken. Natürlich wies der Schwimmlehrer darauf hin, dass das Schwimmwasser kein Trinkwasser sei. Dies war eines seiner neu erworbenen Qualifikationsmerkmale. Danach hatte er während einer reichlich ¼-stündigen Erprobungsphase der Kinder genügend Zeit, die soziografischen Daten der Kinder den Prozessmerkmalen ihrer sich in den Interaktionen der Gruppe entwickelnden Schwimmbegabung zuzuordnen. Spezielle Fragen im Kontext des Individuationsprozesses sollten in Zusammenarbeit mit dem Fachbereich 23 aufgearbeitet und deren exemplarisch ausgewiesene Eckdaten Doktoranden der Erziehungswissenschaft zur Verfügung stehen. Als Arbeitsfeld für Diplompädagogen waren bereits Forschungstitel benannt worden, u.a. die Relationsproblematik „Schwimmfähigkeit und Schichtzugehörigkeit“, ferner das weite Gebiet der „Prozessanalyse des Begabtwerdens für Schwimmen schlechthin – unter dem Anspruch einer Interpendenz von Emanzipation, Individuation und Rehabilitation“ und die stark einer glaubensmäßigen Interpretation verhaftete Grundsatzfrage: „Trägt Wasser den gläubigen Menschen eher als den Nicht- oder zweifelnden Gläubigen?“

Der Schwimmlehrer veränderte sich zunehmend – unter wachsender Anerkennung der Soziologen. Er nahm seine Aktivitäten im Schwimmunterricht ganz zurück. Er ließ den Einzelnen in der Gruppe sich selbst erfahren, er verbesserte nicht mehr, schwamm nicht mehr mit machte nichts mehr vor. Die Kinder ließ er vormachen, wie sie meinten, schwimmen zu können. Dann forderte er die Gruppe auf, in einer Realisierungsphase die Schwimmvorschläge zu erproben und in einer Reflexionsphase zu bewerten. In enger kooperativer Anbindung an den Fachbereich wurde er der idealtypische Betreuer der „Interaktionsgruppe Lernschwimmen“ mit einem ganzheitlichen Ansatz kompensatorischer Erziehung. Zwar lernten die Kinder nicht schwimmen, aber sie wurden eine Gruppe. Die sehr unterschiedlichen Fragestellungen zum Problembereich „Lernfeld Schwimmen“ formten die Bereitschaft zur Diskussion, in der jeder problematisieren und mit der schwimmtheoretischen Durchdringung des Problemfeldes die schichtenspezifische Hemmschwelle aufbrechen konnte. Schließlich erbrachte die Gruppe eine ungewöhnliche reife, in der Kommunikation gewachsene Leistung, indem sie Beruf und Aufgabe des Schwimmlehrers hinterfragte, der seine Interaktionsbeobachtung in eine Liste eintrug und soziometrischen Interpretationen nachging.

Den allmählich protestierenden Eltern, die für ihr Geld schwimmende Kinder sehen wollten, führten die Lernschwimmer die Ergebnisse ihrer Gruppenarbeit vor – in Worten, nicht im Wasser. Sie schwämmen wunderbar auf Luftmatratzen und zwischen aufgeblasenen Ringen.

In der 28. Schwimmstunde schreckte der in ein Soziogramm vertiefte Schwimmlehrer auf. Die Feuerwehr rückte mit Schlauchboot und Rettungsschwim-

mern an. Sabine war mit ihrer Luftmatratze ins Wehr abgetrieben. Dort hing sie fest. Der gewitzte Klaus hatte sich entschlossen, Hilfe außerhalb der Interaktionsgruppe zu holen. Sabine wurde aus dem Wasser gezogen, das geschluckte Wasser aus Bauch und Lungen gepresst. „Schwimmen müsste man können“, sagte Petra. Das war ihr erster Beitrag seit 28 Schwimmstunden. Aber den konnte der Schwimmlehrer in seiner Sorge um Sabine nicht mehr aufnehmen. Er wurde entlassen. Der Prozess folgte. Er wurde verurteilt wegen Vernachlässigung der Aufsichtspflicht in einem besonders schweren Fall mit einer lebensbedrohenden Gefährdung einer Schwimmerin. Er bekam keine Bewährung.

Sein Gemütszustand in der Vollzugsanstalt war so bedenklich, dass er einer Selbsterfahrungsgruppe unter bestimmten Vorstellungen therapeutischer Wirkung zugeteilt wurde: Er sollte seine Isolation aufgeben, sein Misstrauen aufgeben, sein Grübeln sein lassen.

Sie machten Gruppenspiele. Er blieb für sich. An einem Abend spielten sie das „Überlebensspiel“. 4 Personen sollten als Astronauten auf dem Mond ihr weit entferntes Mutterschiff zu erreichen suchen. Unter 15 Gegenständen sollten sie die für das Überleben wichtigsten in Reihenfolge bringen: Sternkarte, Streichhölzer, Nahrungsmittelkonzentrat, Leuchtpistole mit Patronen, 20 Liter Wasser, Sauerstoffflaschen, Trockenmilch....

Er wusste sofort, dass ohne Sauerstoffflaschen alle anderen Dinge nutzlos waren. Aber der Gruppenprozess kreiste um den Vorrang von Sternkarte, Leuchtpistole und Nahrungsmittelkonzentrat. Die Videokamera lief mit. Er schwieg, obwohl die Sauerstoffflaschen an das Listenende gerutscht waren. Es war ja nur ein Überlebensspiel. Und er wollte dem filmenden Beobachter nicht als „Dirigent“ erscheinen. Nachts im Traum schleppte er sich in der verzweifelten Gruppe durch die Mondlandschaft. Als er mit letzter Anstrengung versuchte, Luft in seine Lungen zu füllen, röchelte er: „Hätte ich doch...“ Da wachte er auf.

Am nächsten Tag war er wie ausgetauscht. Er redete, kam aus sich heraus, bemühte sich um Aufgaben, Arbeit, wurde gesprächig. Er trat in die Schachgruppe der Vollzugsanstalt ein, später spielte er Hallenhandball – und dann nur noch Wasserball in der Resozialisierungsgruppe „die Seehunde“.

Er fiel sofort auf als herausragender Schwimmer. Er trainierte die anderen. Er feilte an ihrer Technik, verbesserte, machte vor, erklärte Tricks und Kniffe. Er lobte die Könner, schrie die Verhaltenden aus ihrer Reserve, forderte die Besten zu Steigerungen heraus. Wie ein Delphin schnellte er durch das Spiel, schnappte den Könnern den Ball weg, spielte ihn den schwachen zu. Er war in seinem Element.

Man verwendete sich für ihn. Er wurde vorzeitig entlassen – als Musterfall in einem resozialisierenden Strafvollzug. Er bekam sofort eine Stelle – als Schwimmlehrer in einer Badeanstalt.